

BuchBasel

Basel schreibt

—

Wettbewerb für
neue Texte

—

Gewinner*innen-
texte 2025

Internationales
Literaturfestival

Mattia Avoledo: *Tannenbäume: Panoptisches*

Raum und Zeit sind ein Netz, das sich krümmt, zum Wurmloch wird, ich ziehe ihn durch das dunkle Loch, ein Knoten rein und raus flutscht er auf der anderen Seite des Trichters. Neugeboren: eine Wurst. Zwei leichte Schultern tragen ihn auf Daunen davon.

«Zombies, alles Zombies, mir müen doch gege si zämmehebel», wieder der junge Mann mit Sonnenbrille, der rumkrakeelt. «Merketer denn nid, dass er verlore sind!»

Die Frau, die jeden Tag im Eingang des Supermarktes steht und das Strassenmagazin verkauft; es kommen Bekannte auf einen Schwatz vorbei. Auch ich rede gern mit ihr.

Ich bin den ganzen Tag über in der Kälte und packe Tannenbäume aus. Verpacke sie erneut, wenn sie gekauft werden. Schnüre sie ein. Tippe Zahlen – nehme Geld entgegen – gebe Geld raus. Lächle. Nein, nur bar bitte. Packe neue Bäume aus und stelle sie auf billigen Holzfüssen auf. Zur Schau stellen. Versuche die Zeit totzuschlagen. Friere. Für einen lachhaften Lohn. Andere tun das dreissig Jahre lang. Ich für zwei Monate.

Beten für den Frieden. Bitte nicht. Frauen und Männer mit Schildern und Pamphleten.

«We're a band from Estland, we play Hardrock, you wanna buy our new CD?» Neiii, ich tu so, als könne ich kein Englisch.

Ich will auch zu keinem Scientology-Test mit, will keine armen Tiere retten, muss selbst Rechnungen zahlen bis Ende Jahr.

Die grosse Frau mit wildem Haar erzählt mir von ihren vier Kindern, Gott sei Dank, sie würde nie abtreiben – das sei gegen Gott. Zwei der Kinder seien behindert, sie habe ja gelesen, das könne vom Kaiserschnitt kommen. Und genau diese zwei Kinder kamen auch per Kaiserschnitt auf die Welt! Ob das nicht verrückt sei? Ich nicke.

«Das muss wie ein Wald aussehen hier, Herr Avoledo. Ein Wald, Herr Avoledo!» Danke Chef. Mach ich, Chef.

Der Bettler mit blondem Bart hat einen schönen Hund. Ich gebe ihm das Trinkgeld, das ich heute bekommen habe: Lieber er hat es, als dass ich nur einen Rappen dem Geschäft abgebe.

Dann kommt die Frau vorbei, die an Wiedergeburt glaubt. Sie sei früher einmal eine Adlige aus dem Haus der Medici in Florenz gewesen, das sei ein Spass gewesen damals, meint sie lachend. In den Neunzigern habe sie fünf ihrer toten Freunde gesehen und gesprochen; und bringt mir eines ihrer über vierhundert Bilder, die sie gemalt hat. Fast alles Engel. Ihr wurde von den toten Freunden prophezeit, sie sterbe mit achtzig, was nächstes Jahr sei. Sie sei bereit.

«Buone feste!»

«Grazie, anche a lei!»

Die alte Italienerin, die keinen Bock mehr auf Corona hat. Sie sterbe eh bald. Die Ladendetektive sind wütend auf den Bettler mit dem lahmen Bein, der jetzt jeden Tag vorbeischaute. Er kommt näher und ich gebe ihm heimlich ein Handzeichen, er solle aufpassen. Er dreht sich ab und humpelt in eine andere Richtung davon. Die Detektive lachen und sagen, sie wollen ihn nächstes Mal in den Zylinder für die Tannenbäume schieben und ins Netz einpacken. Ich lächle brav mit, ich Feigling.

Nur Ami-Expats kaufen die grössten Bäume, die mit dem roten Etikett. Glückliche rotwangige Familien, wie aus der Werbung.

Kleine Freunde mit Federn picken und baden in den Tannennadeln.

Der Bettler mit dem lahmen Bein hat gar kein lahmes Bein. Wenn ich Zeit habe, rede ich mit ihm, er kann ein bisschen Italienisch. Er lebt mit seiner Frau für den Moment über der Grenze in Frankreich, bald geht es weiter. Wohin? Er zuckt die Achseln. Von weitem sehe ich ihn herankommen, irgendwann nimmt er seine Krücken hervor und fängt ab einem gewissen Punkt zu hinken an. Er bringt mir einmal eine Zigarette mit.

Der Platz der heiligen Clara erscheint mir als Epizentrum von Basel, der Schweiz vielleicht. Mittelklassefamilien, Aufsteiger:innen, Neureiche, Absteiger, Junkies, Sexarbeiterinnen, Dealer, Yuppies, Hipster, Hippies, Geflüchtete und Sans Papiers, Bettler:innen, alte Italiener, viele alte Italienerinnen, Working Poor, Minijobber:innen, Expats, Trinker:innen, Hunde, Spatzen, Tauben, ein paar Ratten, Buchen und Christrosen.

Und Tannenbäume. Verdammt viele Tannenbäume. Nordmänner.

In einer meiner auf die Sekunde berechneten und abzurechnenden Pausen sehe ich durch den Türspalt einen der Detektive. Er redet neben einem Polizisten stehend hektisch auf eine Frau ein, die's erwischt hat.

Er sitzt auf der Seite des Haupteingangs, kurze Hose und barfuss, nur mit einem dünnen Pullover gegen den bissigen Wind geschützt. Mindestens einmal am Tag schenkt ihm eine Passantin Socken, ab und an sogar Schuhe, aber er zieht sie nie an. Ich frage ihn, warum, er lächelt, dreht die ausgestreckte, halb geöffnete Hand ab und zieht den Arm nah an den Körper: «zapzarap». Ich kaufe ihm manchmal ein Brötchen und teile mit ihm meine Zigaretten. Einmal am Tag kommt eine Frau, der er seine Einnahmen gibt, inklusive Socken und Schuhe.

Eine ältere Frau schreit ihn an, was falle ihm ein, sie habe ihm doch gestern extra dicke Wollsocken geschenkt und er ziehe sie nicht einmal an, das sei nur eine Masche, um Mitleid zu erregen, eine Schande! Ich lache still hinter meinem Schal.

Das Geschäft gehört zu einer der grössten Supermarktketten der Schweiz. Als Genossenschaft organisiert, nahe bei den Menschen, sozusagen. Ursprünglich für den weniger gutbetuchten Teil der Bevölkerung gedacht. Jede Kundin, jeder Kunde Mitgenossenschaftler*in. Kundenbindung. Auf den Werbeplakaten lächeln rüstige Bäuerinnen und fröhliche Lehrlinge den Fakt weg, dass die Firma mit Risikoinvestitionen in aller Welt ins Minus geraten ist und jetzt unter Mithilfe von raffgierigen Consultants zum Discounter umgebaut wird. Leidtragende sind die vielen gekündigten Mitarbeiter:innen. Die, welche bleiben, werden unter noch mehr Zeitdruck arbeiten müssen. So viel zur berühmten sozialen Verantwortung liberaler Schweizer Unternehmen.

Aus einem anderen Geschäft kommt ein Mann gesprintet, Security sofort hinterher.

Eine Frau kommt in teurem Poncho-Regenmantel auf mich zu. «Ich will'n Tannenbaum.»

«Jo»

«Wo krieg ich den?»

«Hän Sie scho gluegt, welle Sie wänn?»

«Wie bitte?»

«Haben Sie schon geschaut, welcher Ihnen gefällt?»

«Da hat's ja gar keine Preise dran! Und viele sind ja auch nicht schön, ne!»

«Dann schauen wir mal.»

Am Ende kauft sie einen, den sie vorher noch als Krüppel bezeichnet hat. Da sie aber Physiotherapeutin sei, gefalle ihr das.

Ich ziehe also den Verkrüppelten durch die Öffnung

und er plumpst wie eine von dichten Spinnweben umschlossene Kackwurst auf der anderen Seite raus. Das Tor zur Welt. Mit dem stumpfen Messer abschneiden und ein Knoten rein.

Einer Freundin schenke ich einen Baum, den ich natürlich nicht bezahle. Plus einen der Füsse, die wir gar nicht verkaufen dürfen.

Dann haben wir doch schon alle Bäume am 23. Dezember verkauft. Der Chef ist sehr zufrieden und teilt mich für den 24. im Innendienst ein. Regale auffüllen. Radiomusik aus den Boxen, Leute, die ständig nach etwas fragen – nach einer Stunde reicht es mir. Ich rufe den Chef an und sage, ich gehe nach Hause, ich habe keine Lust mehr. Er meint wütend, mit dieser Arbeitsmoral würde ich nie ein guter Mitarbeiter werden. Wer hat gesagt, dass ich ein Mitarbeiter werden will?, denke ich mir. Egal, ich gehe mich umziehen, gebe meinen Badge ab. Die Schichtleiterin nimmt das klingelnde Telefon ab, meint, ich solle doch zum Chef ins Büro. Jetzt also noch eine Standpauke in live. Ich nehme mir vor, ihm zu sagen, dass es ein Witz sei, wie schlecht die Mitarbeitenden hier bezahlt und behandelt werden. Als ich das Büro betrete, steht der Chef auf und entschuldigt sich für das Gesagte von vorhin am Telefon. Ich hätte meine Arbeit gut gemacht. Gerne nächstes Jahr wieder. Schade, ich habe mich auf eine Tirade eingestellt, auf die ich mit gerechtem Zorn hätte antworten können. So stieflie ich ohne ab. Nie wieder.

Als ich zwei Wochen danach im Supermarkt einkaufen gehe, erkennt mich niemand von den Angestellten. Beim Rausgehen sehe ich die Frau, die das Strassenmagazin verkauft. Sie grüsst mich, ich halte einen Schwatz, sie hat Rückenschmerzen, will bald nach Hause. Ich kaufe ihr ein Heft ab.

Sandra Engelbrecht: *Pistazien auf Porzellan*

Früher zählte sie vom Fenster aus die Containerschiffe, die auf dem Rhein daherschipperten, mittlerweile die Fremden am Rheinufer. Achtundfünfzig waren es gestern. Dreiundzwanzig heute. Von der zweiten Etage aus gezählt, den Gehstock fest umklammert. Der Geruch von Anzündwürfeln und brutzelndem Fleisch stieg zu ihr auf. Eine Frau mit Kopftuch breitete auf dem Rheinbord ein rotweisses Tisch Tuch aus, mit den gleichen bedächtigen Bewegungen wie einst ihre Mutter. Der Anblick traf sie unvermittelt. Wie Wellen spülten die Erinnerungen an. Zuerst ihre Mutter am Rheinufer, Jahre später die warmen Tage mit ihrem Mann auf dem Balkon. Weiss gedeckter Tisch. Silberbesteck. Porzellantassen gefüllt mit frisch gebrühtem Filterkaffee. Punkt acht. Emma brachte die Eier, exakt drei Minuten gekocht. Die Butter in präzise Rechtecke geschnitten. Philipp las die Zeitung. Sie sass ihm gegenüber. Wartete. Sah nur seinen Scheitel hinter den aufgeschlagenen Seiten, lauschte der Fähre, die bei jedem Wellengang an den Steg klatschte, roch den Rhein, leicht mineralisch, nach nassem Stein. Im Spätsommer nach Fisch und erdiger Feuchtigkeit.

«Jetzt können wir frühstücken.» Die Worte hallten immer noch nach. Sie hatte sie geliebt und gehasst zugleich. Geliebt, weil sie Sicherheit bedeuteten, gehasst, weil sie nichts anderes zuliessen. Kein Wandel. Wie sein Scheitel: immer in der Mitte, immer gerade. Wie seine Hemden: immer weiss, immer neutral. Erst jetzt, wo sich alles verändert hat, fragt sie sich, ob er es manchmal anders gewollt hätte. Ob er deshalb so lange

in die Zeitung starrte, bevor er sagte: «Jetzt können wir frühstücken.»

Sein letzter Morgen; der leblose Blick zur Decke. Kein «Jetzt können wir frühstücken». Bewacht von einem schlafenden Engel ruhte er nun auf dem Hörnli. Westflügel. Unter Marmor und Gold. Die Zeitungen steckten weiterhin vor Sonnenaufgang im Briefkastenschlitz, stapelten sich ungelesen neben seinem leeren Sessel. Was sollte sie lesen? Von Überfremdung? Von Überfällen vor ihrer Haustür?

Emma lag im Ostflügel. Ein schmales Grab. Unkraut zwischen den Steinen. Als sie gut zu Fuss war, brachte sie auch für Emma Blumen mit. Rote Rosen im Sommer, weisse Chrysanthemen im Winter. Fünfundvierzig Jahre hatte Emma für sie gearbeitet. Kannte jeden Kratzer im Silber, jeden Fleck auf der Bettwäsche. Emma, die die Brotkrumen immer sofort aufwischte; die auf dem Balkon liess sie liegen. «Für die Vögel», sagte sie dann, «die brauchen ein Frühstück.»

Doch nun konnte sie beide nicht mehr besuchen. Selbst der Weg zum Fenster wurde zur Qual. Die Spitex hatte Emma abgelöst. «Nur Schweizerinnen», hatte sie der Frau am Telefon gesagt. Sie zählte ihre Schätze auf wie eine Litanei. Das Silber. Die Gemälde. Das Porzellan. Als könne sie damit Mauern um ihr Haus hochziehen. Die Frau hatte ins Telefon geschnaubt. Aber die vielen Anrufe hatten sich gelohnt. Drei Schweizerinnen wechselten sich von nun an ab. Frau Keller seufzte bei jedem Handgriff, Frau Müller wusch sie hastig ab, Frau Weber schwieg.

Es klingelte. Die Hüfte, der Rücken, jeder Muskel schmerzte bei jedem Schritt. Sie verlagerte ihr Gewicht auf den Stock. Ihr Mann hatte früher alles erledigt. Sie war die Frau des Professors gewesen. Vor ein paar Jahren begann ihr Telefon zu verstummen. Erst die Geburtstagswünsche, dann die Bridgeabende, zuletzt das Quartett.

Mit Philipp wurde auch sie begraben. Die Spitex hatte eine Nachbarin für sie organisiert. Schwer stützte sie sich auf ihren Gehstock. Draussen bewegte sich etwas. Schritte vor der Tür. Durch den Spion sah sie eine Gestalt, die mit dem Rücken zu ihr stand. Deutlich zierlicher als Frau Müllers massige Erscheinung. Sie öffnete die Tür. Eine Fremde stand auf der Schwelle. Das Erste, was sie wahrnahm, war ein leichter Schweissgeruch, vermischt mit etwas Blumigem. Jasmin vielleicht. Sie musste gerannt sein, um pünktlich zu erscheinen. Erst dann sah sie die junge Frau. Ihre dunklen Augen. Das hochgesteckte Haar. Die ausgestreckte Hand.

«Dafina Shala.»

Sie spürte, wie ihr der Gehstock entglitt, hörte das Holz auf den Boden klappern. Ihre Finger suchten Halt am Türrahmen. Sie wollte die Tür schliessen, doch die Augen der jungen Frau erinnerten sie an etwas, das sie längst verdrängt hatte. An ihren ersten Tag in diesem Haus. Der Blick ihrer Schwiegermutter, der sie gemustert hatte, als wäre sie ein defektes Möbelstück.

«Kommen Sie herein.»

«Die Hüfte?» Ihre Hände waren sanft, als sie sie stützte, erinnerten sie an Emma. Rosenduft im Bad. Hatte sie den mitgebracht? Die junge Frau summte. Eine Melodie, die den Raum mit unerwarteter Wärme füllte. «In Albanien ...», begann Dafina Shala, während sie ihr beim Ausziehen half. Sie wollte die Frau unterbrechen, ihr sagen, dass sie keine Geschichten mochte. Schon gar nicht von Fremden. Und erst recht nicht in ihrem Haus. Aber die vorsichtigen, fast scheuen Bewegungen der jungen Frau, das war sie selbst gewesen, damals. Das Getuschel der Nachbarn. Die misstrauischen Blicke. Sie hatte vergessen, wie das war.

Das warme Wasser rann über ihre Schläfen.

«Meine Grossmutter ...» Dafina Shalas Finger, eben

noch routiniert und mechanisch, verweilten kurz in ihrem Haar. Ein flüchtiger Blick in den Spiegel, als suche sie in ihrem eigenen Gesicht nach der richtigen Erinnerung. Dann wurden ihre Bewegungen weicher, als würde die Geschichte sie selbst beruhigen. «Sie hatte auch so einen Balkon. Mit Blick auf den Fluss.» Dafina Shala hielt inne, als legte sie sich die Worte zurecht. «Sie sass dort jeden Morgen, trank ihren Mokka, dazu drei Stück Baklava, heimlich, dachte sie. Aber die Pistazien auf ihrer Bluse verrieten sie jedes Mal.»

Die Worte trafen sie unerwartet. Philipp. Seine Gipfeli jeden Morgen. Zwei. Immer zwei. Sie sah die junge Frau an. «Mein Mann», hörte sie sich sagen, «ass jeden Morgen zwei Gipfeli. Liess die Krümel überall fallen. Manchmal finde ich noch welche in den Furchen seines Sessels.»

«Nächstes Mal», sagte Dafina Shala, während sie ihr half, das frische Kleid überzustreifen, «bringe ich Ihnen Baklava mit. Nach dem Rezept meiner Grossmutter.» Sie hielt inne, korrigierte sich, «nein, eigentlich war es die Nachbarin meiner Grossmutter, die die besten Baklavas zubereitete.» Die Ablehnung lag ihr auf der Zunge, sie wollte sagen: «Ich esse keine fremden Süssigkeiten.» Doch die Worte kamen nicht. Stattdessen nickte sie.

«Genannt wurde sie die Taubenfrau», sagte Dafina und begann die nassen Haare zu entwirren, «sie fütterte die Vögel mit Brotresten.»

«Die Vögel», fragte sie, «die sind überall gleich, nicht wahr?» Dafina schwieg einen Moment, nur das Klirren von Armreifen war zu hören. «In Basel füttern die Menschen auch Vögel. Das war das Erste, was mir aufgefallen ist.»

Später, als nur noch der Jasminduft von Dafina Shala im Hausflur hing, betrachtete sie das Foto ihrer Urgrossmutter, das auf der Kommode stand. Die gestärkten Spitzen. Der lange Rock. Damals waren sie die

Fremden gewesen, die Zugewanderten aus dem Berner Oberland. Sie hatten andere Sitten, andere Bräuche mitgebracht. Der Geruch von Anzündwürfeln wehte herein, aber da war noch etwas anderes. Etwas Süsses, wie die Melodie, die Dafina gesummt hatte. Ihre Stadt war immer in Bewegung gewesen. Hatte ihr Gesicht verändert, wie die Kaserne, von der Militäranlage zum Kulturzentrum. Die Stadtmauer; verschwunden. Die Pferdetrans; ersetzt. Und doch war Basel Basel geblieben.

Am nächsten Morgen deckte sie den Tisch auf dem Balkon. Zwei Tassen, das Sonntagsgeschirr mit dem Goldrand. Als Dafina kam, brachte sie Baklava und eine Schale mit Pistazien mit. «Diese Nüsse», sagte sie und verteilte die Pistazien auf dem Porzellan, «machen glücklich.»

Ein Spatz landete auf der Balkonbrüstung. Sie betrachtete die Krümel auf ihrem Tellerrand, streute sie auf das Geländer. Zwei weitere Spatzen gesellten sich dazu. «Vögel», sagte sie und tupfte die Pistazien von ihren Fingern, «kennen keine Grenzen.»

Charly Rapp:
*Tampon im Ohr gegen
den visuellen Stadtlärm*

Architektur hat mich nie besonders begeistert. Gebäude machen für mich keine Städte, sondern die Menschen, welche sie beleben. Nach dem Schulabschluss hat es dich nach Basel gezogen. So wie du viel mehr warst als die kurz nach dem Umzug diagnostizierte sogenannte Bipolarität, hat Basel mehr Identitäten neben deiner umfasst. Da du für lange Zeit aber die einzige Person warst, die ich dort gekannt habe, hast du auf meinen Besuchen die ganze Stadt für mich dargestellt. Trugst du deinen blauen Wollpulli, schmiegte sich Basel weich an meinen Oberkörper. Versankst du in depressiven Episoden, stolperte ich durch die Bodenlosigkeit der Stadt. Durchlebstest du eine hypomane Phase, hielt sie mich wach mit ihrer elektrisierenden Energie. Noch heute erinnern mich Orte, Gebäude, Geräusche und Gerüche in Basel an dich, an uns. Unsere Gemeinsamkeit einbetoniert in den visuellen Lärm der polarisierenden Stadt.

Weil du keine dir als passend erscheinenden Kleider für die Space-Silvester-Party im Schrank besitzt, hastest du in die Küche und präsentierst mir stolz den schimmernden Rest Alufolie, den du dort vorgefunden hast. Ohne meinem fragenden Blick weiter Beachtung zu schenken, beginnst du das Silber in kleine Stücke zu zerreißen und mit Kleber auf deinem Gesicht aufzutragen. Als du zufrieden glänzt, wirbeln wir aus der Tür. Beim Überqueren der Mittleren Brücke erzählst du mir von deiner gestrigen Nacht mit einer neuen Bekanntschaft,

in der du elfmal beim Sex gekommen bist. Während ich bei dem Versuch, mit deinen rasenden Gedanken Schritt zu halten, mit Seitenstechen kämpfe, stichst du mit deinem Glanz aus der Menge von Feiernden heraus.

Ich steige eine Station vorher beim Kannenfeldplatz aus. Der Lärm eines Presslufthammers pulsiert wie Migräne in meinem Kopf. Mein Puls steigt mit jedem Schritt. Die Betonschlote pusten den Tod in die Luft. Als ich das Labyrinth der UPK erreiche, biege ich zur Kriseninterventionsstelle ab. Beim Eintreten zerreisst Geschrei das gesellschaftliche Schweigen. Ich zucke zusammen und schäme mich sogleich. Gehört weggesperrter Schmerz nicht auch zum Stadtbild? Bevor ich den Gedanken weiterspinnen kann, kommst du mir entgegen. Weisse Hallen, hallendes Weiss. «Hallo», flüstere ich und drücke dein blasses Gesicht an meins. Uns an den Händen haltend, verlassen wir die Klinik und spazieren durch das Grau der Stadt. Die Bäume blühen kahl um uns. Als dein baumelnder Ärmel verrutscht, sehe ich den Verband an deinem linken Arm. Risse in den blassen Hauswänden. Jemensch hat buntes Graffiti wie Pflaster darübergeklebt. Du schweigst, aber die Stadt spricht. So spazieren wir still für eine Weile. Nach einigen überquerten Strassen wirfst du mir zum ersten Mal einen schüchternen Blick in die Augen zu. Flüchtiger Augenblick. Dann ist er vorbei und du musst zurück in die Klinik.

Wild biegen wir uns, schmiegen uns aneinander. Meine Hände schlingen sich von hinten um deinen Bauch, in dem ich das Popkorn und die bunten Einhorn-Gummibärchen hüpfen spüre, von denen wir uns an diesem Tag ausschliesslich ernährt haben. Ich bin hungrig und gleichzeitig gesättigt von all den Eindrücken. Satte Farben. Fliegende Locken. Schwitzende Achselhaare. Wabernder Zigarettengeruch. Schlängelnde Körper. Ekstase. Als die Strobo-Lichter anfangen zu zucken, sind

wir zusätzlich von dem dröhnenden Bass umgeben, der in meinen Augen hämmert. Die Menge tobt und wir klammern uns aneinander, um nicht verschluckt zu werden von all den Mündern, die zum Mitsingen weit aufgerissen sind. Gebadet in Schweiss und Magie. Um drei Uhr verabschiede ich mich. Du tanzt immer noch mit geschlossenen Augen. Im Hintergrund singt Shartank: «Let await my own soulmate. Lights go out but she stays.» Als ich am nächsten Morgen zerknittert aus deinem Zimmer wanke, sitzt du heiter am Küchentisch. Vor dir ein etwas schiefer Kerzenständer, den du nach deiner Rückkehr von der Kaserne anstatt zu schlafen getöpfert hast. «Damit die Lichter niemals ausgehen», verkündest du.

Alle Farbe ist aus deinem Gesicht gewichen wie auch aus der Landschaft, als ich dich in der Psychiatrie in Riehen besuche. Farblos erstreckt sich Basel am Fusse des Hügels. Eine Taube kreischt über uns. Die Taubheit ist dir anzusehen. Abgestorbene Zweige einer Linde schieben sich vor mein Sichtfeld. Tod durch Luftverschmutzung, nehme ich an. Du atmest schwer. Da du das Gelände nicht verlassen darfst, drehen wir uns im Kreis wie meine Gedanken. Deine Worte kommen verzögert und irgendwie nicht aus dir, sondern aus den Baumwipfeln weit über uns. Ich werfe einen verstohlenen Blick auf deine Unterarme, die allerdings bedeckt sind wie der Himmel über Basel. Gestohlenes Wissen. Möchte mich wegstehlen. Zum Abschied wispere ich auf unser Lieblingskinderbuch Bezug nehmend: «Ich habe dich lieb.» Ein erkennendes Lächeln huscht über dein Gesicht. «Bis zum Mond und zurück?» «Nein. Nur bis zum Mond. Wir bleiben einfach dort», erwidere ich, «ich habe gehört, da gibt es mehr normalen Wahnsinn und weniger wahnsinnige Norm.» «Okay», sagst du. Auf dem Weg zur Tramstation am Dorfplatz verschwimmen die Pfützen, über welche ich springe, von meinen aufsteigenden Tränen zu Kratern.

Ohne Widerstand bahnst du dir einen Weg durch die Menge und steuerst direkt auf einen Platz vor dem Mischpult zu. Während die anderen Gäste, welche mit uns gerade erst in einer Schrebergartensiedlung am Stadtrand von Basel angekommen sind, noch schüchtern herumlungern, schmeisst du deine Arme in die Luft und jauchzt. Etwas Apfelschorle schwappt aus dem Flaschenhals und weicht die Tanzfläche ein, welche du mit deinen ausladenden Bewegungen füllst wie die anderen eingeladenen Menschen ihre Bäuche am Buffet. Nichts kann dich aufhalten. Der immer härtere Techno zuckt durch deinen Körper. Du bebst. Deine Lebendigkeit ist ansteckend. Ich fühle mich etwas fiebrig davon. Gemeinsam drehen wir uns um uns selbst, bis sich alles um uns dreht. Als dir die Bässe zu laut werden, kramst du in deiner Tasche, ziehst Tampons daraus hervor, streifst deren Plastikverpackung ab und steckst sie dir in die Ohren. Das blaue aus der Watte ragende Bändchen hüpfte im Takt und bringt die Menge um dich herum zum Lachen. Losgelöst strahlst du und greifst nach meiner Hand, die sich an deiner Energie festkrallt.

In einer Zeit irgendwo auf einer Bank am Rheinufer zwischen Tampons im Ohr und hallendem Weiss schaust du mich an und sagst: «Denkst du, wir hätten romantische Gefühle füreinander entwickelt, wenn Gummibärchen schon bei unserem Kennenlernen in Form von Regenbogen-Einhörnern verkauft worden wären?» Ich muss grinsen über die metaphorische Erinnerung unserer ersten Begegnung. Dann beginnt etwas, abgesehen von den Menschen im Rhein, zu schwimmen. Ich halte inne, bin verwirrt. Verirrt. Irre mich. Hoffe auf Irrlichter, welche die Situation entwirren. Wirsing. Kann nicht mehr klar denken. Hilfesuchend taste ich mit meinem Blick das gegenüberliegende Ufer und die Stadt im Hintergrund ab. Normalerweise betrachte ich Menschen, um die Stadt

zu verstehen. Jetzt neben dir auf der Bank erhoffe ich mir, den windschiefen Uferhäusern eine Antwort abringen zu können. Doch sie starren mich nur mit leerem Gähnen an, was die gespannten Fasnacht-Girlanden an den Fassaden wie Spuckfäden wirken lässt. Gähnende Leere in meinem Kopf. Als die Stille fühlbar unangenehm wird, flüstere ich: «Ich liebe diese Stadt» und füge in Gedanken hinzu: Und diese Stadt bist du für mich. Fragend hebst du deine Augenbrauen. Unausgesprochener Irrtum. «Ich meine, du bist irre ...» setze ich an und werde von deinem Lachen und einem gegurgelten «Ich weiss» unterbrochen. Wie irre schön du bist. Ich schaue dir in die Augen und flaniere darin durch Basel. Als ich erst an der Kaserne und dann der Mittleren Brücke vorbeilaufe, sehe ich dich tanzend, mit Alufolie im Gesicht und Tampons im Ohr auf dem Brückengeländer. Während es eindunkelt und Basel uns langsam verschluckt, beginnt sich der Mond im Rhein zu spiegeln.

Sena Waser: *Schimmel im Konfitüreglas*

Gerade war noch Sommer und wir sassen gemeinsam auf einer Bank am Rhein. Nicht hier am Rhein, bei uns, wo der Fluss nur halb so breit und von Bergen gesäumt ist. Zwischen uns sass dein Grosser. Er hielt unsere Hände, verglich unsere langen Finger mit seinen kurzen, deine fleischig, von Schwangerschaft und Sommerhitze gebläht, meine knorrig. Drei Generationen Hände auf einer Bank. Er zog an meinen Fingern und fragte: «Nani, warum hast du so viel Haut? Willst du noch wachsen?»

Ich schaute gerührt in die ernst fragenden Augen des Vierjährigen. Bevor ich antworten konnte, platzte es aus dir heraus: «An den Händen siehst du das wahre Alter der Menschen, trotz Fassade im Gesicht. Gell Nani?»

Wir mussten beide laut lachen, bis der Kleine aufsprang und stampfte.

«Mein Lieber», versuchte ich ihn zu beruhigen, «die Haut ist mein Vorrat, in Reserve, man weiss ja nie.»

Anscheinend hast auch du Reserven, genug, wie die Onkologin gesagt hatte. Das betroffene Gewebe kann vollständig entfernt werden, ohne das Organ zu beeinträchtigen.

Seit einer Stunde sitze ich auf dieser Bank, Blick auf das Wasser, die Finger im Schoss verschränkt. Die bunten Fähnchen am Seil der Fähre tanzen lustig. Ich versuche, möglichst regungslos zu sitzen, um die Zeit nicht von ihrem Lauf abzulenken. Die Operation dauert drei Stunden, mindestens.

Nachdem sie dich geholt hatten, verliess ich schnellstmöglich das Spital, ging rechts und lief gehetzt durch die

Wohnsiedlung, immer mit Blick auf die hohen Roche-Türme, hinter denen der Rhein sein musste. Als ich den Fluss erreichte, nahm ich den Uferweg und eilte dem fließenden Wasser hinterher. Es dauerte etwas, bis ich mich zu beruhigen vermochte und mein Schritt sich verlangsamte. Da schaute ich zum ersten Mal rüber ans andere Ufer, das Münster mit dem Riesenrad daneben, alter Stein neben modernem Stahl, schön. Endlich konnte ich anhalten, liess mich erschöpft auf die Bank fallen.

Als ich von deinem Krebs erfuhr, musste ich unweigerlich an unsere Konfigläser denken. Früher war unsere Konfitüre stets in einwandfreiem Zustand. Dann kamt ihr Kinder. Kinder, mit eurem Immer-alles-selber-machen-Wollen; selber Messer halten, selber in die Butter, aufs Brot, weiter ins Konfiglas. Ich gab die Kontrolle auf und so zog der Schimmel in unsere Gläser ein. Wenn ich Schimmel bemerkte, schöpfte ich die flaumige Schicht oben ab. Dann, mit einem frischen Löffel, nahm ich eine weitere, saubere Schicht Konfi weg, bevor ich das Glas auf den Frühstückstisch stellte.

So stelle ich mir die Operation vor. Krebs abschöpfen. Rasches Handeln sei entscheidend, baldmöglichst operieren. Den Krebs rausschneiden und etwas Sicherheitsabstand dazu.

Gestern sind wir zusammen hergefahren, drei Stunden im Zug. Als wir dann mit dem Tram über den Rhein fahren, sah ich zum ersten Mal die imposanten Roche-Türme – hoch, modern, stabil; die Türme wirken irgendwie kompetent, als könnte man den Medikamenten, die aus ihnen hervorgehen, trauen.

Bis vor kurzem wusste ich kaum etwas über Darmkrebs, obwohl ich selbst im Lebensabschnitt bin, in dem so was vorkommt. Mit Widerwillen lasse ich regelmässig prüfen, dass es keine Unregelmässigkeiten in meiner Darmschleimhaut gibt. Du nicht, du bist gerade mal halb

so alt wie ich, steckst in einem anderen, vorsorgeuntersuchungsfreien Lebensabschnitt. Doch hast du dich nach der Geburt deines Zweiten einfach nicht erholt. Der Krebs, ein Zufallsbefund.

Als ihr Kinder grösser wurdet, hielt die Konfitüre immer länger. Keine verschimmelten Schichten mussten mehr im Abfall landen. Später noch länger, weil ihr immer seltener gefrühstückt habt, öfter morgens nicht zu Hause wart und irgendwann gar nicht mehr.

Schon lange wollte ich einen Ausflug nach Basel machen, wie traurig, dass es erst aus diesem Anlass klappt. Ich könnte in ein Museum gehen oder an den Herbstmarkt – doch nicht alleine. Meine Hände beginnen in ihrer Bewegungslosigkeit zu frieren.

Dann kamen die Enkel, ein ganz neuer Lebensabschnitt für dich, für mich auch. Der Schimmel hielt wieder Einzug in die Konfitürengläser. In der Zwischenzeit hatte ich jedoch gelernt, dass Schimmel Sporen hat und die reichen tief ins Glas. Auch wenn daraus kein sichtbarer Schimmel wächst, sind Gifte da. Schimmel oben weglöffeln reicht nicht, erst recht nicht mit den kleinen Enkeln am Frühstückstisch.

Die Onkologin erklärte uns, es bestehe Chance auf vollständige Heilung. Sie werde bei der OP den verschimmelten Darmabschnitt rausschneiden, die zugehörigen Blutgefässe und Lymphknoten würden mit entfernt. In den Lymphknoten, da könnte der Krebs sitzen, falls er bereits gestreut hat. Darum werden diese nach der OP untersucht, um entscheiden zu können, ob eine Chemo folgen muss.

Chemo? Das wäre schlimm, für dich, für uns, ja vor allem für deine Kinder, sagst du. Doch warum hat dein Körper begonnen zu schimmeln? Keine Haare mehr, das ist deine grösste Sorge. Du willst deinen Kindern keine haarlose, verkrebste Mama sein, hast du unter Tränen

gesagt. Du hast dich so verändert, seit du Mama bist, stellst dich immer hinten an.

Die Onkologin konnte uns nicht sagen, wie lange du diesen Krebs schon in dir trägst. Hattest du ihn schon vor der Schwangerschaft und an die Kleinen weitergegeben? Oder zog der Krebs mit den Enkeln in dich ein, wie der Schimmel in unserer Konfitüre? Die Ärztin zögerte. Es sei unwahrscheinlich, dass der aktuelle Krebs auf deine Nachkommen gestreut hat. Ausschliessen kann dies die aktuelle Diagnostik aber nicht. Genetische Veranlagung sei oft der Grund für Krebs in so jungem Alter.

Hast du diese Krebsschimmelsporen von mir erhalten? Wie du meine Locken hast, meine Nase? Gene, die Krebssporen, die nur auf ihre Aktivierung warten. Genetische Veranlagung wird zu Generationen von Sorgen.

Und da merke ich, dass mein Konfitürenglas-Verbleich hinkt, denn ich möchte nicht meine ganze angeschimmelte Tochter wegschmeissen müssen.

Ich springe auf. Unmöglich, hier am Fluss zu sitzen, während du auf dem OP-Tisch liegst. Ich habe Angst. Angst, dass der Krebs nicht verschwindet. Du nicht aufwachst. Angst, die Grossmutter verwaister Enkel zu werden. Ich gehe weiter zur nächsten Brücke, hoch zur Strasse, rechts zum Wettsteinplatz.

Da bleibe ich abrupt stehen. Der Bus ist ja grün. Das Tram auf der anderen Strassenseite auch. Unfassbar, das habe ich gestern nicht bemerkt. Der ÖV in Basel ist grün – ein schönes Grün. Grün ist gut! Grün ist Hoffnung.

Die Nummer 2 fährt ein, sie geht beim Spital vorbei. Ich steige ein. Ich werde da sein, wenn du aufwachst. Und du wirst aufwachen und wir werden nach Hause fahren und im Frühling, wenn du dich erholt hast, kommen wir wieder – gemeinsam zurück nach Basel.

Die Autor*innen



Mattia Avoledo

Mattia Avoledo schreibt und lebt in Basel. Er schaut aus dem Fenster seines Zimmers und sieht ein altes Dach und dahinter eine hohe Tanne. Auf der Tanne sitzen Raben, die er mit Erdnüssen anlockt. Dann versucht er wieder zu schreiben. In seiner vielen Freizeit macht er gerne ausgedehnte Spaziergänge im Innenhof seines Wohnblocks. Bisherige veröffentlichte unter Klarnamen und Pseudonymen in der Kollektiven Literaturzeitschrift Würzburg, Das Narr, Denkbilder, Der Schnipsel, mosaik (online) und beim Literaturautomat Basel.

Die Autor*innen



Sandra Engelbrecht

Sandra Engelbrecht schreibt, lehrt und forscht mit Worten. Morgens als Werbetexterin, nachmittags in Schreibgruppen und abends an ihren Kurzgeschichten und an einem Roman, für den sie einen Recherchebeitrag der Stadt Basel erhalten hat. Ihre Texte wurden auf Webseiten, in Anthologien und im Documenta Tagebuch des Nordhessischen Autorenverbands veröffentlicht. Beim Orell Füssli Spoken Word Wettbewerb 2022 erreichte sie die Top 10, ebenso beim Zeilenlauf Wien 2024. Als Rechercheleiterin am Theater Sud Basel arbeitet sie an der Schnittstelle von Text und Bühne. Sie ist Schreibtherapeutin und -pädagogin und Absolventin der Textmanufaktur.

Die Autor*innen



Charly Rapp

Charly Rapp verbindet Gender Studies und Anthropologie mit Permakultur, Wildnispädagogik und Heilkräuterkunde. Unter anderem beschäftigt sich they mit Fragen rund um queere Ökologie, Allyship in Natur-Kultur-Verbindungen sowie der Hexe als Symbol feministischen Widerstandes. Darüber hinaus setzt sich Rapp auch mit Trauerritualen auseinander – insbesondere mit ökologischer Trauer in aktivistischen Kontexten – sowie mit gewaltfreier Kommunikation als Instrument für sozioökonomischen Wandel.

Die Autor*innen



Sena Waser

Sena Waser arbeitete nach dem Geologiestudium an der ETH in Zürich im Umweltbereich, in internationalen Beziehungen und in der Erwachsenenbildung. Aktuell besucht sie die Autor*innenschule Schreibhain in Berlin und tritt regelmässig auf Lesebühnen auf. In ihren Texten verhandelt Sena feministische Themen wie patriarchale Machtstrukturen, geschlechtersensible Medizin und sexualisierte Gewalt. Sie gibt diesen Themen in ihrer Alltäglichkeit eine Gestalt, um sie so unübersehbar zu machen. Derzeit arbeitet sie an ihrem Debütroman.

Die Jury



Daniela Dill

Daniela Dill ist Basler Spoken-Word-Autorin und Kulturvermittlerin, studierte Französische und Deutsche Literaturwissenschaften an der Universität Basel, organisierte zahlreiche Veranstaltungen rund um Slam und Spoken Word in der Region Basel, war wissenschaftliche Mitarbeiterin im Dichter:innen- und Stadtmuseum Liestal, Mitbegründerin und Teammitglied vom Kulturverein Slam Basel sowie vom Wortstellwerk – Junges Schreibhaus Basel, ist Mitglied der Spoken-Word-Band Dill & Kraut und gibt Workshops für kreatives Schreiben und Bühnenperformance.

Die Jury



Wanda Dufner

Wanda Dufner wuchs im Kanton Aargau auf, wo sie noch heute lebt. Sie hat Visuelle Kommunikation mit Schwerpunkt Illustration Fiction an der Hochschule Luzern – Design & Kunst (HSLU) studiert und arbeitet derzeit als Illustratorin, Comic-Zeichnerin und Künstlerin in ihrem Atelier in der Wisa Gloria in Lenzburg. Für *Bauchlandung* erhielt sie 2021 das Comic-Stipendium der Deutschschweizer Städte und war 2023 für den Comicbuchpreis der Berthold Leibinger Stiftung nominiert. 2025 wurde *Bauchlandung* als bester Schweizer Comic des Jahres ausgezeichnet.

Die Jury



Nora Osagiobare

Nora Osagiobare hat Literarisches Schreiben in Biel und Wien studiert. Ihr Debüt *Daily Soap* ist 2025 bei Kein & Aber erschienen und ein Bestsellerroman. Mit einem Ausschnitt ihres neuen Romanprojektes *Remigration* hat sie auf Einladung von Thomas Strässle selben Jahr am Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb teilgenommen und den Kelag-Preis gewonnen. Sie nimmt zum zweiten Mal an der Autor*innenwerkstatt des Literarischen Colloquiums Berlin teil. Sie lebt in Zürich.

In Kooperation mit der Basler Kantonalbank hat das Internationale Literaturfestival BuchBasel 2025 den Schreibwettbewerb *Basel schreibt* lanciert. 111 Autor*innen aus unterschiedlichsten Genres haben Prosatexte, Gedichte und Comics zum Thema *Gemeinsam in Basel* eingereicht. In diesem Heft präsentieren wir die drei Gewinner*innentexte sowie den mit einem Anerkennungspreis ausgezeichneten Beitrag. Wir danken der Basler Kantonalbank herzlich für die grosszügige Unterstützung und wünschen Ihnen eine anregende Lektüre.



**Basler
Kantonalbank**

<3

Impressum

© Internationales Literaturfestival BuchBasel 2025. Auflage: 250 Exemplare. Herausgeberin: Internationales Literaturfestival BuchBasel, Theaterstrasse 22, CH-4051 Basel. Design: Ronnie Fueglistler mit Yves Graber. Korrektorat: Birgit Althaler. Druck: Druckkollektiv Phönix, Basel. Die Wiedergabe des Textes, auch auszugsweise oder in Abschnitten, ist nur mit der ausdrücklichen Genehmigung der Herausgeberin gestattet.